

Der Abgrund braucht Rettung.

Nicht in dem Sinn, dass etwas oder jemand davor gerettet werden müsste. Nein, jemand muss laut und deutlich erklären, dass er nicht nur Destruktion bedeutet. Er ist nicht notwendigerweise Ende oder Anfang, auch wenn Absturz oder Umkehr sich oft durch seine Anwesenheit ereignen und Teil der Möglichkeiten sind, die er eröffnet. In erster Linie ist der Abgrund ein Möglichkeitsraum. Er erlaubt uns Imaginationsfreiheit, ist somit Projektionsfläche, aber auch locus, ein geografischer Ort mit bestimmten Bedingungen, und: eine Situation. Der Abgrund ist Befreiung, Loslösung vom Bisherigen, der Moment einer Abkehr oder ein Ziel. Damit ist er jedoch noch nicht notwendigerweise Endpunkt oder Auslöschung, sondern bezeichnet eine Grenzsituation. Die Grenzlinie, die er zieht, zieht er aus uns. Er fordert uns heraus, lässt unsere Berechnungen und Vorhersagen in sich zusammenbrechen. Im Kollaps ist er Teil des Kryptogramms des Neuen, wie Adorno schreibt, und er ist die Leere, in die wir uns mit Jubel stürzen, etwa, um uns von der Schwerkraft der Erde in die Luft und dann mit lautem Klatschen ins Wasser fallen zu lassen. Im Losspringen und Fallenlassen zieht die Schwerkraft an uns, der Wind pfeift uns um die Ohren, und kaum sind wir im Wasser eingetaucht, löst sich der Zugriff der Gravitation und gibt einem schwankenden Schweben nach. Zumindest wenn man schwimmen kann. (Das zeigt: Man muss etwas können, wenn man sich dem Abgrund stellen möchte.) Viel-

8 leicht ist es sogar die Schwerkraft selbst – ihre Verführung –, die wir am Abgrund fürchten und von der wir uns angezogen fühlen. Von klein auf lernen wir, nicht zu stürzen, nicht zu fallen, sondern immer schön aufrecht und vertikal zu bleiben. Am Vertikalen soll die Haltung halten. Die Horizontale ist erst für Babys, dann für Faulpelze und Nichtsnutze, das Fallen für Tollpatsche und der Fall für Juristen. Nein, in aufrechter Haltung schreitet man durchs Leben, Schlaglöcher und Abgründiges meidet man besser von vornherein. Man begegnet den Herausforderungen auf Augenhöhe, bückt sich nicht, kriecht nicht, lässt sich weder hängen noch gehen. Doch hier könnte es der Abgrund selbst sein, der erzählt, und dabei auf seiner Ambivalenz beharrt. Schönes und Tiefgründiges behauptet er für sich ebenso wie Risikoreiches und Schreckliches.

Retten wir uns in den Abgrund – und retten wir ihn für uns.







*(we are everywhere lost)*

Marie-Andrée Gill

Gewiss war diese Etappe der Reise die gefährlichste: In einem Floß, das nicht bloß aus Holzstämmen bestand, sondern auch aus Erde, Schlamm, Gras, Moos und einer Fahne, die den Bug zierte, machten wir uns bereit, auf einem Strom zu schwimmen, der breit genug war, um es mit dem Meer aufzunehmen. Dann verwandelte sich der Fluss, nahm an Geschwindigkeit zu, verschluckte den Horizont, und eine Stromschnelle nach der anderen zerrte an uns, trieb uns auf den Abgrund zu. Wir überlebten den Fall, indem wir uns in die Erde gruben, uns kopfüber in den Schlamm bohrten. Viele von uns hatten das Gefühl, ihr eigenes Grab zu schaufeln, die anderen sahen in der Grube ihre Rettung, steckten buchstäblich die Köpfe in den Sand; was ist Hoffnung für ein hartnäckiger Aberglaube.

Nachdem wir den Fall überwunden hatten und in einem Netz aus Wasser gelandet waren, lösten wir uns aus unseren Gräbern, halfen jenen, die sich zu tief eingegraben hatten oder feststeckten, schaufelten uns gemeinsam aus der Dunkelheit, schwammen gemeinsam ins Licht. Den Kahn gaben wir auf, wir hätten ihn nicht mehr retten können, wozu auch? Er hatte seinen Dienst getan, den Aufprall auf sich genommen, damit er uns erspart bliebe, und sich danach in zahllosen Wasserwirbeln aufgelöst –

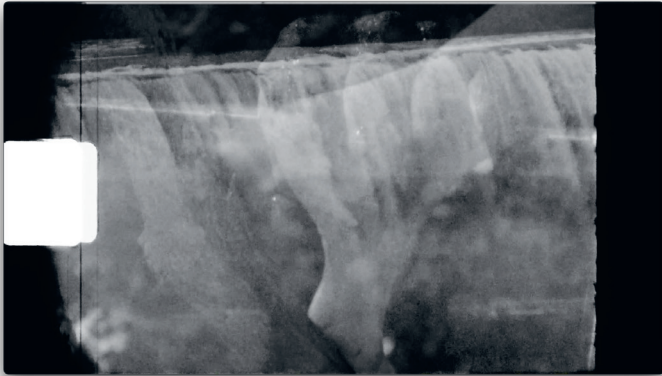
kein Floß mehr, sondern tausend und abertausend Schollen.

Nicht alle schafften es aus dem Urwald. Eine Person wurde von einer Schlange gebissen, eine andere von einer Liane erwürgt, die dritte konnte sich nicht gegen die eigene Schwäche behaupten. Siebzehn marschierten weiter, schleppten sich voran, bis wir die Schlucht erreichten. Wir mussten unsere Augen zusammenkneifen, um ein Ende zu erahnen: Der Abgrund, der sich vor uns öffnete, war schwindelerregend. Eine weitere Person taumelte und schaffte es nicht, sich zu fangen, und während sie in die Dunkelheit fiel, flatterten ihre langen Haare im Wind, als wären sie Flügel.

Wir, die wir uns noch fangen konnten, balancierten auf einer schmalen Kante. Plötzlich entdeckten wir ein Seil. Es war einfach da. Ein paar von uns stolperten über den Knoten. Den Ersten war nicht bewusst, dass sie über etwas von Menschenhand Gemachtes gestrauchelt waren, ihre Beine glaubten, es wäre eine Wurzel oder ein Stein gewesen. Erst jene, die ihnen folgten, erkannten, dass sie etwas Unnatürliches aus dem Rhythmus gebracht hatte, und sammelten ihre Kräfte, um sich auf den Boden zu kauern und das Ding zu begutachten. Der Knoten war groß, weil das Seil dick war, ein

Seemannsknoten, sagten manche, andere, ein einfacher Doppelknoten. Die Gruppen gerieten sich in die Haare: Sie raufteu miteinander, kämpften um ihr Leben, dann fiel einer in die Kluft. Ein schwächtiger Mann, der stets leiser gesprochen hatte, als uns lieb gewesen war; niemand hatte ihn verstanden. Nun schrie er wie am Spieß, ruderte mit den Armen und Beinen in der Luft, als wäre er ein Käfer, der es nicht mehr schafft, sich auf den Bauch zu drehen. Er ruderte und ruderte und fiel in Zeitlupe zu Boden, als wäre die Luft über dem Abgrund dickflüssig, eine dickflüssige Masse.

Der Aufprall war leise. Wir hörten bloß ein Plopp, als wäre in der Ferne ein Luftballon geplatzt.



In den Felsen waren Vorsprünge und Fußstützen gehauen. Den Bauch eng an die Wand gepresst, Schultern und Köpfe eingezogen, kletterten wir dicht hintereinander langsam in den Schlund hinab. Immer wieder kamen uns Vögel unangenehm nahe. Manchmal sahen sie aus wie Möwen, manchmal wie Schwalben, meistens jedoch wie fliegende Ratten,

trotz der weißen Flügel und ihrer im Sonnenlicht golden glitzernden, scharfen Schnäbel. Hatten sie Zähne? Sie hatten es auf uns abgesehen. Im Sturzflug rasten sie heran und versuchten, uns die Haut von Gesicht, Armen und Beinen zu picken. Wir fürchteten, auszurutschen, abzustürzen und womöglich die ganze Gruppe mitzureißen, aber wir hatten keine Wahl, also ergaben wir uns unserem Schicksal –

man kann nicht immer nur am äußersten Limit existieren, und der Mensch denkt wenig, schon gar nicht in der Gruppe, er handelt lieber blind. *Dies ist sinnig dadurch ausgedrückt, daß das Schicksal blind ist; denn der, der blind vorwärts geht, geht ebenso sehr notwendig wie zufällig.*<sup>1</sup>

Blind kamen wir auch unten an. Als wir festen Grund fanden, setzten wir uns und ruhten uns aus, aber je mehr wir unseren Sinnen misstrauten, desto stärker sahen wir uns ihnen ausgeliefert. Einige weinten, andere saßen reglos da, wieder andere suchten im Dunkel hektisch nach Essen und Wasser. Eine Frau fing eine Eidechse und fraß sie bei lebendigem Leib. Ein Mann labte sich an einem Käfer, so groß wie seine Hand.

Nachdem wir unseren Hunger und Durst gestillt hatten, setzten wir uns in einen Halbkreis, den Blick auf den Abgrund gerichtet. Wir wollten ihn im Auge behalten. Sein Echo füllte uns aus. Wir saßen schweigsam nebeneinander, berührten einander nicht, die Konturen unserer Körper achteten peinlich darauf, keine Reviergrenzen zu überschreiten. Unvermittelt, ohne Vorankündigung, ohne Räuspern oder Zittern in der Stimme, begann eine Frau zu sprechen. »Solange wir hier sitzen, möchte ich eine Fabel erzählen«, sagte sie, »die Fabel von Frosch und Skorpion: Ein Skorpion

1 Søren Kierkegaard: *Der Begriff Angst*, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 1991, S. 90.

lebt in einem Gebiet, das plötzlich überschwemmt wird. Er kann sich auf ein Stück Erde retten, aber das Wasser steigt weiter, und bald ist auch dieser Ort nicht mehr sicher. Sein Revier, seine Gewohnheiten, alles, was ihm lieb und teuer war, ist untergegangen, nachts findet er kaum noch Beute. In der Dämmerung hüpfte eine Fröschin auf seine Insel. Als sie den Skorpion wahrnimmt, weicht sie zurück, doch dieser hält sie auf.

›Bleib doch, ich werde dir nichts tun. Gerade eben habe ich einen Grashüpfer gefressen. Ich bin satt und würde mich gern mit dir unterhalten. Du siehst müde aus. Woher kommst du? Soll ich dir von diesem Ort erzählen, bevor er überflutet wurde? Dies hier ist mein Gebiet, es gehört zu meinen Jagdgründen.‹

Beim Wort *Jagd* gleitet die Fröschin ins Wasser zurück. Aber der Skorpion spricht weiter, und da sie sich verloren fühlt, hält sie sich an der Stimme und deren Beschreibungen von Nacht, Wind und Trockenheit fest. Auch ihm tut das Erzählen gut, er wird fröhlicher. Plötzlich urgiert sie: ›Wir müssen uns überlegen, wie wir von hier wegkommen.‹ Es fällt ihr gar nicht auf, das *Wir*. ›Wir brauchen einen Plan‹, stimmt er ihr aufgeregt zu. Sie ist müde; ihre Erschöpfung und sein *Wir* lassen sie vergesslich und unvorsichtig werden, da kommt ihr plötzlich sein Giftstachel zurück ins Bewusstsein.

Sie lässt sich tiefer ins Wasser gleiten.

›Unter anderen Umständen wären wir natürlich Fressfeinde‹, sagt er. ›Ich würde dich fressen, du würdest mich meiden. Aber schau dich um, jetzt sind wir beide bedroht und müssen um unser Überleben kämpfen. Wir haben nur einander.‹

Das leuchtet ihr ein. Sie kann schwimmen, er kennt

sich hier aus, gemeinsam hätten sie eine Chance. Es dunkelt auch schon, und der Skorpion ist ein Jäger, der mit der Nacht vertraut ist. Die Sache mit dem Giftstachel ist zwar schwer zu ignorieren, doch er hat erklärt, dass er von ihr abhängig sei, sie daher niemals stechen würde, schon gar nicht unterwegs, denn das wäre auch sein Ende. Außerdem habe er reichlich gegessen.

Sie kommt wieder ans Ufer, ein paar Hüpfen auf ihn zu. Sie planen, stellen sich ihre Reise gemeinsam vor, als sie bemerkt: Der Stachel ist nur beängstigend, wenn man an ihn denkt. Wenn man sich mit anderen Dingen beschäftigt, existiert er kaum noch. Aber dann kehrt die Beunruhigung zurück: Er muss ihren Körper berühren. Er muss auf ihren Rücken krabbeln, damit sie ihren Plan umsetzen können, *das muss sie aushalten ...*

Der Skorpion nähert sich. Sie spürt seinen Panzer, seine Glieder. Es gruselt sie, doch sie wird neugierig. Nie war sie einem Wesen wie ihm so nah. Der Skorpion hält still. Er muss von hier weg, er braucht sie. Sie probieren es, gemeinsam zu schwimmen, und es klappt. Sie kann sich problemlos mit ihrer Last bewegen, der Skorpion wiederum fürchtet das Wasser. Das spürt sie. Sie könnte ihn abschütteln, ertrinken lassen und weiterziehen. Seine Angst lässt ihre kleiner erscheinen, das stärkt das *Wir*.

Sie schwimmt los. Er sieht gut in der Finsternis. Alles läuft nach Plan. Sie muss Wellen und Treibgut ausweichen, der einsetzende Regen erschwert ihre Reise. Immer wieder fürchtet der Skorpion um sein Gleichgewicht, oder dass die Fröschin untertaucht. Doch sie schwimmt unverdrossen weiter, krault und rudert. Da sticht er zu. Sein Gift lähmt die Fröschin sofort. Sie kann nicht mehr atmen und ertrinkt. Neben ihr zappelt hilflos der Skorpion.«